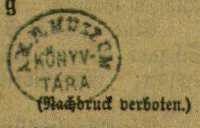


# Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum  
 „Südungarischen Lloyd“.

N<sup>o</sup> 46. 1884.

**Ein Gottesurtheil.**  
 Historische Erzählung  
 von  
 Franz Eugen.  
 (Fortsetzung.)



Die Mehrzahl der Ritter schlugen zum Zeichen ihrer Zustimmung mit den Schwertern an ihre Schilde und riefen: „Lang lebe Markgraf Otto!“

Aber die Freunde und Sippen des Ludenburger's schauten finster drein. Kalf selbst war von dem Spruch des Markgrafen auf das Tiefste betroffen; er hatte geglaubt, den Mann, in dem er seinen glücklichen Nebenbuhler haßte, durch die gegen ihn erhobene Anklage moralisch zu vernichten, und zum Mindesten erwartet, daß der Fürst Botho auf immer aus dem Lande verbannen würde, nun war er selbst plötzlich auch zum Angeklagten geworden und sollte die Wahrheit seines Zeugnisses durch ein Gottesurtheil erhärten. Ihm bangte nicht vor dem Kampfe an und für sich, denn er war sich der Stärke seiner Muskeln bewußt und fürchtete keinen Gegner, aber die Wendung, die der ganze Handel durch den Spruch des Markgrafen genommen, behagte ihm schlecht, und er vermochte kaum seinen Groll und seine Enttäuschung unter einer höflichen Miene zu verbergen, als er sich jetzt vor diesem verbeugte und die Versammlung verließ.

Auch Botho entfernte sich, von dem Markgrafen mit einem huldvollen Gruß verabschiedet, die Sitte verbot sowohl ihm als seinem Gegner, der jetzt folgenden Huldbigungszeremonie, zu der die Ritter alle in vollem Waffenschmuck erschienen waren, beizuwohnen, da sie als Streiter um ein Gottesurtheil, bis die Entscheidung gefallen war, gewissermaßen Weibe als Schuldige galten.

Mit hellem Auge und heiterer Stirn trat Botho aus dem Rathhaus, ihm schien der Spruch des Markgrafen ebenso mild als gerecht, und da es ihm nun vergönnt war, durch die Kraft seines Armes seine Unschuld zu beweisen, zweifelte er im Vertrauen auf sein gutes Recht nicht daran, daß ihm der Himmel den Sieg über seinen heimtückischen Gegner verleihen würde. Seine Gedanken eilten zurück zu Heilwig, die daheim in Sorge und Angst seiner Rückkehr harrete, und er beschloß, ihr, um sie zu beruhigen, wenigstens schriftliche Botschaft zu senden, wie die Dinge sich seit seiner Antunft hier gestaltet hatten. Dies war jedoch keine leichte Aufgabe für ihn, denn gleich der Mehrzahl seiner Standesgenossen, von denen viele sogar der edlen Schreibkunst ganz unkundig waren, wußte er besser mit dem Schwert als mit der Feder umzugehen, und kaum hätte er seinem jungen Weibe einen größeren Beweis seiner Liebe geben können, als da er sich der mühseligen Aufgabe des Briesschreibens unterzog, um ihr die Stunden angstvoller Erwartung zu verkürzen. In der Kammer seiner Herberge saß er bis zum sinkenden Abend über ein Pergamentblatt gebückt, mit der Kohlfeder zwischen den ungeschickten Fingern die schweren Buchstaben malend und oft seufzend innehaltend bei der sauern, ungewohnten Arbeit. Sicher hätte er Feder und Pergament längst ungeduldig zur Seite geworfen, hätte ihm nicht immer Heilwig's liebliches, bleiches Antlitz vorgeschwebt, wie sie, als er fortritt, sich weinend über den Rand des Söllers gebeugt und mit dem weißen Lächeln ihm nachgewinkt hatte, so lange sie ihn noch zu erkennen vermocht. Mit seinem geistigen Auge sah er sie jetzt daheim in dem einsamen Burggemach traurig und voll banger Sorge am lodernden Kaminfeuer sitzen, wo der Platz des Satten heute leer war, unruhig auf jeden Ton von Außen lauschend, ob nicht des Thorwarts Horn erklinge und ihr die Rückkehr des Ersehnten verkündige. Dann griff er immer wieder mit erneuertem Eifer zur Feder, und sein Herz, von Mitleid und Liebe bewegt, trieb ihn an, den Brief, der der einsam harrenden Frau Trost bringen und etwas von dem Muthe und der Zuversicht, die ihn besetzten, auf sie übertragen sollte, recht rasch zu vollenden. Endlich war es geschehen, und mit einem tiefen, erleichterten Athemzug legte er die Kohlfeder hin, aber als er die krasen ungeschickten Zeichen auf dem Pergamentblatt noch einmal überflog, stiegen doch einige Zweifel in ihm auf, ob Heilwig den In-

halt wohl auch entziffern könnte, und er schärfte dem Knappen, den er mit der Ueberbringung des Briefes betraute, ein, der Herrin noch einmal mündlich zu sagen, es stände Alles gut und am Abend des morgigen Tages hoffe er wieder daheim zu sein. Der Knappe sah ihn erstaunt an, als er ihm diesen Auftrag ertheilte, denn was er da und dort in der Schenke über den Stand der Angelegenheit seines Herrn gehört, hatte wenig günstig für diesen gelauret. Die Leute des Ritters v. Ludenburg, der mit großem Gefolge von Knappen und Reifigen in Targermünde eingeritten war, erzählten nämlich überall, der Spruch des Markgrafen sei viel günstiger für ihren Herrn als für den Kädertiker Burgherrn, denn der Ludenburger solle, selbst wenn er in dem Zweikampfe unterliege, woran jedoch bei seiner bekannten Stärke und Tapferkeit gar nicht zu denken wäre, dennoch mit allen Ehren in geweihter Erde begraben werden, während im anderen Falle sein Gegner gleich einem Missethäter ohne Sang und Klang verscharrt, die Mauern seiner Burg gebrochen und sein Weib in ein Kloster gesperrt werden sollte. Die heitere Miene Botho's und die Botschaft, welche er ihm nun der Herrin auszurichten befahl, wollte mit dem in der Stadt Gehörten gar nicht stimmen, aber er wagte doch nicht, seinen Herrn darüber zu fragen und nahm den Auftrag schweigend hin. Nachdem der Knappe fortgeritten, suchte Botho leichten Herzens und mit froher Zuversicht auf einen für ihn glücklichen Ausgang des morgigen Zweikampfes sein Lager auf, wo ihn heitere Traumbilder umgaukelten: bald hörte er lustige Fanfaren schmettern, die ihn als Sieger grüßten, bald sah er Heilwig, wie sie einen grünen Kranz ihm entgegenhielt, dann wieder ritt er mit dem Markgrafen in der Schlacht auf der Lohheide gegen die gepanzerten Schaaren der Dänen an und sah sie wie damals unter den wuchtigen Hieben der märkischen Ritter in wilder Flucht von dannen fliehen.

Die Sonne schien bereits hell in seine Kammer, als er erwachte, und kaum hatte er seine Rüstung angelegt und sein Pferd bestiegen, als schon die Trompeten ertönten, die zum Beginn des Turnieres riefen, das die Stadt Targermünde zur Feier der Huldbigung ihrem neuen Landesherrn gab. Auf der Tribüne, die auf der oberen Seite des Turnierplatzes errichtet war, saß inmitten eines Kranzes reich geschmückter Frauen die Markgräfin an der Seite ihres hohen Gemahles. Sie überstrahlte alle jene sowohl durch die Schönheit ihrer Gestalt, als durch die Pracht ihrer Bewandung: ein Diadem von funkelnden Edelsteinen schlang sich durch ihr üppiges Blondhaar, das aufgelöst bis zum Juwelenbesetzten Gürtel niederwallte; über einem weißseidenen Unterkleid trug sie ein purpurfarbenedes Obergewand, dessen Säume mit reicher Goldstickerei verziert waren, und um den schlanken Schwanenhals schlangen sich kostliche Perlenstränge. Der Markgraf hatte bestimmt, um den heiteren Charakter des Festes nicht gleich von vornherein durch den ernstesten Kampf, in dem um ein Gottesurtheil gekritten wurde, zu stören, daß Botho und Kalf erst nachdem das eigentliche Turnier beendet und die Sieger in denselben aus den Händen der Fürstin die Preise empfangen hatten, ihre Sache ausfechten sollten. Herolde, in die Farben des astanischen Hauses getheilt, verkündeten nun den Beginn des Kampffeldes, je zu zweien ritten die schwer gewappneten Ritter in die Schranken des mit feinem Sand bestreuten Turnierplatzes, und wenn es einem gelang, seinen Gegner aus dem Sattel zu heben, so jubelte die Volksmenge, die in Schaaren herbeigeströmt war, um an dem glänzenden Schauspiel sich zu ergötzen, dem Sieger lauten Beifall zu, die Herolde verkündeten unter Trompetenschmetter seinen Namen und dieser ritt dann vor die Tribüne, wo die schöne Markgräfin Heilwig saß, um aus ihren weißen Händen den Ehrendank zu empfangen, der aus einer goldenen Kette oder einem silbernen Humpen oder einer goldgestickten Schärpe bestand. Endlich war das Turnier, an welchem sich die meisten der anwesenden Ritter betheiligten hatten, zu Ende, ein erwartungsvolles Murren ging durch die Reihen der zuschauenden Menge, die Edel Frauen auf der Tribüne neigten die Köpfe flüsternd zusammen, der Markgraf gab mit ernster Miene den Herolden ein Zeichen, und aus dem Gesicht seiner schönen Gemahlin schwand das Rächeln und machte einem unruhigen, gespannten Ausdruck Platz. Jetzt riefen die Herolde die Ritter Kalf v. Ludenburg und Botho v. Kädertik, die inzwischen, wie

es die Sitte vorschrieb, gebeichtet und kommunitirt hatten, in die Schranken, und von zwei entgegengesetzten Seiten ritten nun Beide auf den Turnierplatz. Die einfache, dunkle Rüstung Botho's, das schmucklose Sattelzeug seines zwar starken, aber nicht schön gebauten Pferdes machte neben der prunkvollen Erscheinung seines Gegners, der einen mit Silber eingelegeten Harnisch trug, während das Baumzeug des edlen arabischen Rosses von Silber und Purpur schimmerle, einen sehr unscheinbaren Eindruck, aber ihn selbst dünkte das grüne Band, das er statt des wallenden Federbusches, der von Kalf's Helm nickte, als Helmzier trug, der schönste Schmuck, denn er hatte das Band aus Heilwig's Locken genommen an dem Abend, wo er sie als Gattin in seine Burg geführt. Nun gaben die Kampfrichter das Zeichen zum Beginn des Kampfes, und mit gezückten Schwertern sprengten die beiden Gegner so heftig gegeneinander, daß der Sand hoch aufwirbelte unter den Hufen der Rösse. Klirrend und wuchtig trafen die Klingen gegeneinander, und in athemloser Spannung folgten die Augen der Zuschauer jeder Bewegung der Kämpfenden. Niemand achtete darauf, daß eine dunkle Wolkenwand, die seit dem Morgen unbeweglich im Süden gestanden, jetzt langsam heraufzog und ein fernes, dumpfes Donnerrollen das Nahen eines Gewitters verkündete, dessen Ausbruch die für die frühe Jahreszeit so unnatürliche Schwüle schon seit mehreren Stunden voraussehen ließ. Kein Lufthauch bewegte die schwere, heiße Luft und doch kamen die schwarzen, mit schwefelgelben Rändern gesäumten Wolken, wie von der eigenen Schwere getrieben, immer höher herauf und verdunkelten bereits völlig das Licht der Sonne. Aber jetzt erhob sich plötzlich der Wind, die Wolken so rasch vor sich herjagend, daß in einem Nu der ganze Horizont schwarz umjogte war; doch unter all' den Hunderten, die auf den



Spanische Panzerreiter vom Stamme der Beni-Amér. (S. 184)

Tribünen und vor den Schranken des Turnierplatzes versammelt waren, blickte kein einziges Augenpaar nach den finsternen Wolkenmassen auf, die nun gerade über ihren Scheiteln standen und so dräuend aussahen, als trügen sie Tod und Verderben in ihrem dunklen Schoße; als ob das Wohl und Wehe jedes Einzelnen unter ihnen von dem Ausgang des Kampfes abhänge, den die beiden Ritter dort unten auf dem Sand der Arena mit so hartnäckiger Tapferkeit ausfochten, so bang und erwartungsvoll sahen Alle dem ernststen Schauspiel zu, das dem heiteren Feste des Turniers gefolgt war. Die Markgräfin bog sich sogar bis

über die Brüstung der Tribüne vor und ein leiser Schrei des Schreckens entfuhr ihren Rippen, als, nachdem bis dahin jeder Hieb des Gegners von dem Anderen mit gleicher Geschicklichkeit parirt worden war, das Pferd Botho's plötzlich schaute und einen Seitensprung machte, wodurch das Haupt seines Reiters einen Augenblick dem Schwert Kalf's bloßgegeben blieb, der dessen Helm denn auch mit so gewaltigem Hieb traf, daß die Schnallen sprangen, die ihn festhielten und er hinab in den Sand flog und Botho im Sattel wankte. Die Farbe wich von den Wangen der Markgräfin, die Stirn ihres Satten umwölkte sich, jedoch die Freunde und Sippen des Lubenburger's begrüßten mit einem lauten Triumphgeschrei den Erfolg ihres Verwandten. Aber schon saß Botho wieder fest im Sattel, der Ausdruck seines offenen männlichen Gesichtes verrieth nichts von Entmutigung, und dem Gegner lähn entgegenstehend schwang er, den Namen Heilwig's leise murmelnd, sein Schwert mit aller Kraft zu tödtlichem Hieb gegen Kalf's Haupt, ohne daran zu denken, das eigene, nicht mehr vom Helm beschützte Haupt zu bedenken, denn er wußte, daß es jetzt galt zu fliehen oder zu sterben. Traf er mit diesem Hieb nicht den Gegner tödtlich, so spaltete ihm in der nächsten Minute Kalf's schon gezücktes Schwert den Schädel. Doch in dem Moment, wo seines Schwertes Schneide den Helmbusch Kalf's berührte, zuckte ein Blitz von einem furchtbaren Donner Schlag begleitet dicht vor seinen Augen über das Haupt des Gegners hin und Roß und Reiter stürzten schwer und leblos zu Boden, während Botho selbst, halb betäubt von dem in seiner unmittelbaren Nähe niedergefahrenen Blitzschlag, kaum seines Pferdes Meister werden konnte, das schäumend und zitternd sich hoch aufbäumte. Da Kalf regungslos liegen blieb, stiegen die Kampfrichter in die Schranken hinab und lösten ihm die Schnallen des Helms: ein

totdenklaßes verzerrtes Gesicht, dessen eine Seite bläulich gefärbt erschien, starrte ihnen entgegen.

„Was ist geschehen?“ rief der Markgraf hinab, das tiefe, erwartungsvolle Schweigen brechend, das sich über die erschrockene Zuschauermenge gelagert hatte. „Wie steht es mit dem Ritter v. Lubenburg?“

Einer der Kampfrichter trat vor und sich tief vor dem Markgrafen neigend sagte er: „Durchlauchtiger Herr, der Ritter v. Lubenburg scheint ein tochter Mann zu sein, und doch können wir nicht die Stelle finden, wo das Schwert seines Gegners ihn getroffen: seine Rüstung ist unversehrt und nirgend ist ein Tropfen Blut zu sehen.“

Der Markgraf winkte einem Manne in dunklem Gewand, der bescheiden in einem Winkel der Tribüne stand, und sagte: „Hier ist mein Leibmedicus, der wird sofort herabkommen, um zu sehen, wie es mit dem Ritter v. Lubenburg steht.“

Zwei Minuten später kniete der Arzt neben dem Gefallenen und beschaute und betastete ihn aufmerksam, dann stand er wieder auf und vor den Markgrafen tretend sagte er langsam und feierlich: „Hier hat Gott in Wahrheit gerichtet, der Ritter v. Lubenburg ist vom Blitz erschlagen worden.“

Eine lautlose Stille folgte zuerst diesen Worten, ein andachtsvoller Schauer bewegte alle Herzen, dann klang es leise flüsternd von allen Lippen: „Ein Gottesurtheil! Fürwahr, das ist ein echtes Gottesurtheil.“

Die Markgräfin erhob die schönen Augen zum Himmel und faltete fromm die Hände, auch ihr Gatte war offenbar tief erschüttert und seine Stimme klang bewegt, als er sich jetzt zu Botho wandte, der mit gesenktem Schwert auf seinem Pferde hielt und des Spruches seines Fürsten

harrte: „Gott hat gerichtet zwischen Dir und Deinem Gegner, und so spreche ich Dich, Botho v. Abderich, denn frei von der Anklage, die Kalf v. Lubenburg gegen Dich erhoben. Es hafte filder kein Fehl noch Schimpf an Dir und Deinem Wappen und Niemand sei es gestattet, mit übler Nachrede Dich zu kränken und Deine Ehre zu verunglimpfen. In Frieden magst Du hinziehen nach Deiner Burg zu Deinem Weibe.“

Ein donnernder Beifallruf aus vielen hundert Kehlen folgte dieser Rede des Markgrafen, die Damen auf den Tribünen ließen ihre Tücher wehen und die Markgräfin nickte Botho mit ihrem holdseligsten

Lächeln zu. Und als ob der Himmel selbst sein Wohlgefallen an dem Urtheilspruch des Fürsten durch ein sichtbares Zeichen bekunden wollte, trat jetzt plötzlich auf einen Augenblick die Sonne aus den vom Sturm pfeilschnell dahingepeitschten Wolken hervor und übergoß mit ihrem blendenden Licht die hohe Gestalt und das in erster Siegesfreude leuchtende Antlitz des jugendlichen Streiters, der ehrsüchtig voll die Spitze seines Schwertes vor seinem Fürsten senkte und dann still aus den Schranken ritt.

Das jähe Ende seines Gegners machte einen tiefen Eindruck auf ihn, und wie viel Leid ihm auch der Mann bereitet hatte, der jetzt aus dem Leben geschieden war, so fühlte er doch Angefichts des Todes seinen Haß schwinden. Es drängte ihn nun vor Allem, Heilwig wiederzusehen, ihr seinen Sieg und die damit erlangte glückliche Wendung ihrer beiderseitigen Geschichte zu verkünden, und seinen Knappen herbeirufend, wollte er eben die Straße, die nach der Heimath führte, einschlagen, als in athemlosem Laufe ein Page herbeikam, der ihm im Namen der Markgräfin gebot, sich sofort nach dem Rathhaus zu begeben. Botho wußte, daß dort nach beendigtem Turnier ein großes Bankett stattfinden sollte, aber sein Sinn stand jetzt wenig nach Festen und Lustbarkeiten; doch dem Wunsch der Fürstin, die sich so gnädig und theilnehmend gegen ihn gezeigt hatte, mußte er Folge leisten, und so wandte er sein Pferd und ritt nach dem Rathhaus. In der Halle desselben war es ganz still und leer, da die Ritter noch nicht von dem Turnierplatz zurückgekehrt waren, „das fürstliche Paar besinde sich jedoch bereits oben in seinen Gemächern, wo ihn die Frau Markgräfin erwartete.“ meldete ihm der Diener, der hinzuspang, ihm sein Pferd abzunehmen. Als er oben in das Gemach trat, in welchem ihn am gestrigen Tage der Mark-

graf empfangen, fand er diesen und seine Gemahlin nebeneinander auf einer der gepolsterten Bänke sitzen, welche in den tiefen Fensternischen angebracht waren, und vor ihnen stand eine jugendliche Frauengestalt, in der er, als sie sich bei seinem Eintritt umwandte, zu seiner grenzenlosen Ueberraschung Heilwig erkannte. Weinend und jubelnd zugleich flog sie ihm entgegen, und der Gegenwart des Fürstenpaares vergessend, hielten die Gatten einander einen Augenblick in sprachloser Rührung umfangen; dann machte sich Heilwig erröthend aus Botho's Armen los und sagte: „Nachdem ich Deinen Brief empfangen, duldete es mich nicht länger ruhig zu Hause und die hohe Frau empfing mich denn auch, als ich gerade vor Beginn des Turnieres hier eintraf, sehr freundlich.“

„Ich mußte doch das Vertrauen rechtfertigen, das Ihr auf Eure fürstliche Namensschwester setzet, Frau Heilwig,“ sagte gütig die Markgräfin.

„Hier in ihren Gemächern erlaubte mir Thro Gnaden,“ setzte Heilwig mit einem dankbaren Blick auf die Fürstin zu Botho gewandt ihre Erzählung fort, „den Ausgang des Kampfes zwischen Dir und Kalf zu erwarten, da ich nicht die Kraft in mir fühlte, Augenzeugin desselben zu sein, und versprach mir, gleich einen Boten zu senden, der mir künden sollte, wer Sieger geblieben...“

„Die Wittve des Ritters Webigo v. Rudenburg bittet Eure markgräflichen Gnaden um ein kurzes Gehör,“ meldete ein tretender Page, und auf ein gewöhnliches Kopfnicken des Markgrafen erschien eine in dunkle, schleppende Trauergewänder gekleidete Frauengestalt auf der Schwelle. Mit dem bebenden Ausruf: „Meine Mutter!“ wollte ihr Heilwig entgegen eilen, aber ein kalter Blick Frau Richenza's bannte sie an ihre Stelle.

„Was führt Euch zu mir, Frau Richenza v. Rudenburg?“ fragte der Markgraf ihr entgegnetend in einem theilnehmenden Ton.

„Der Wunsch,“ entgegnete sie, „bevor ich aus der Welt scheide, alle meine irdischen Angelegenheiten zu ordnen und ein begangenes Unrecht zu sühnen! Als mein geliebter Nefte Kalf mir gestern Kunde sandte, daß er heute mit Botho v. Adeleritz um ein Gottesurtheil kämpfen würde, eilte ich hieher, weil mein schmerzgeriffenes Herz darnach dürstete, den Mann, in welchem ich den Mörder meines theuren Gatten haßte und verfluchte, von dem tapferen Arm seines Rächers bezwungen im Staube liegen zu sehen... Gott hat anders entschieden... seinem Urtheilspruch muß ich in Demuth mich beugen, und weil seine Hand so schwer und strafend auf mir lastet und mir durch jähem Tod die beiden Wesen entriß, die meinem Herzen die theuersten waren, den Gatten und den letzten Erben seines Blutes, so sehe ich darin einen Beweis, daß er mir ährent, weil ich des ersten Gatten Wunsch und

Willen nicht geachtet und das Versprechen, das er einst einem Freunde gegeben, gebrochen habe. Deshalb will ich jetzt wenigstens noch gutmachen, soweit ich vermag, was ich gefehlt, und werde das, was von dem Schatz, den ihr Vater einst Heilwig zur Mitgift bestimmt, noch in meinem Besitz ist, ihr senden.“

„O Mutter, Mutter!“ rief Heilwig, indem sie ihr mit bittend erhobenen Händen schüchtern und langsam näher trat, „mich gelüftet nicht nach Reichthum. Behalte das Gold und gib uns dafür Deine Vergebung und Deinen Segen...“

Eine abweisende Handbewegung Frau Richenza's schnitt ihr das Wort ab und schon flüchtete sie wieder zurück an Botho's Seite, der wie schützend den Arm um sie legte.

„Gottes Hand hat schwer auf Euch gelastet,“ wandte der Markgraf sich jetzt in ernst mahnendem Ton zu Frau Richenza, „aber er hat Euch doch noch viel gelassen: hier steht Eure Tochter, Euer eigenes Kind, die Eurem Herzen doch theurer sein sollte, als der Mann, der heute ein so jähres Ende fand, selbst als der Gatte, dem Ihr erst in späten Jahren und über ein Grab hinweg die Hand gereicht.“

„Nein!“ sagte Frau Richenza eifrig, „meine Tochter hat sich von meinem Herzen losgeriffen, als sie dem Manne die Hand reichte, in dem ich den Mörder meines Gatten haßte... Nunzelt nicht so finster die Stirn, Herr Markgraf, ich weiß es ja, ein Gottesurtheil entschied für ihn, Ihr spracht ihn ledig aller Schuld und Fehle, und der Mund seines Anklägers ist auf ewig verstummt, aber

ich kann nicht vergessen, daß er, um die Braut zu gewinnen, fortritt und meinen theuren Herrn in der Noth verließ... Das Weib des Botho v. Adeleritz ist meinem Herzen eine Fremde, und zu segnen vermag ich nicht ihren Ehebund mit dem Manne, der in meinen Augen die Schuld mitträgt an dem Tode meines Gatten. Ich gehe heute noch nach Grebese in's Kloster, um den Rest meines Lebens damit hinzubringen, für das Seelenheil der beiden theuren Todten zu beten.“

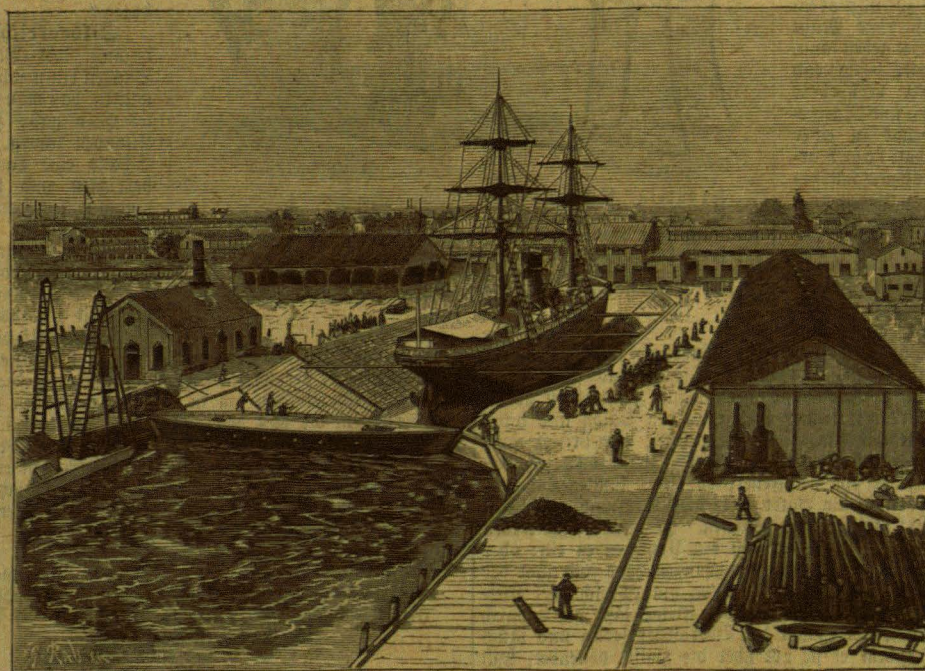
„Mutter, Mutter!“ rief Heilwig, indem sie zu ihr hinstürzte und ihre Kniee unklammerte, „scheide nicht auf immer von uns, ohne uns Deinen Segen zu geben.“

Keine Muskel zuckte in den steinernen Zügen Frau Richenza's, als sie auf die schluchzend zu ihren Füßen liegende Tochter blickte, deren von Thränen überströmtes Antlitz mit dem Ausdruck lebentlicher Bitte zu ihr aufschaute.

„Ich fluche Dir nicht... das laß Dir genug sein,“ sagte sie kalt, indem sie einen Schritt zurücktrat. Dann verneigte sie sich tief gegen das fürstliche Paar, und ohne Botho, der herbeigeeilt war und die weinende Heilwig in seinen Armen emporhob, eines Blickes zu würdigen, verließ sie das Gemach.



Das Innere eines Trofendocks. (S. 184)



Trofendock mit einem in Reparatur befindlichen Schiffe. (S. 184)

in den steinernen Zügen Frau Richenza's, als sie auf die schluchzend zu ihren Füßen liegende Tochter blickte, deren von Thränen überströmtes Antlitz mit dem Ausdruck lebentlicher Bitte zu ihr aufschaute.

„Ich fluche Dir nicht... das laß Dir genug sein,“ sagte sie kalt, indem sie einen Schritt zurücktrat. Dann verneigte sie sich tief gegen das fürstliche Paar, und ohne Botho, der herbeigeeilt war und die weinende Heilwig in seinen Armen emporhob, eines Blickes zu würdigen, verließ sie das Gemach.

(Schluß folgt.)

**Mannigfaltiges.**

(Nachdruck verboten.)

**Die Panzerreiter vom Stamme der Beni-Amér im Sudán.** (Mit Bild auf Seite 182.) — Im ägyptischen Sudán wohnt im Inneren des Küstenlandes von Massaua zwischen dem 15. und 19. Grade nördlicher Breite das nomadische Volk der Beni-Amér, die als tapfere Krieger und gewandte Reiter gefürchtet sind. Gewissensmänner die Elite des Stammes bilden die Panzerreiter, welche uns das Bild auf Seite 182 vor Augen führt. Sie tragen schmiegsame Panzerhemden von altpersischer Arbeit, aus vielen Lapsenden untereinander verbundener eiserner Ringe bestehend, welche nur Kopf, Hände und Füße frei lassen. Auf dem Kopfe haben diese Panzerreiter eine napfförmige Eisenhaube, vorn mit einer über das Gesicht hinabgehenden Stahlschiene versehen, während hinten eine mit rothem Luch überzogene Steppdecke auf dem Rücken hinabreicht. Vorn am Sattelnopf hängt unter dem linken Bein ein zweischneidiges Schwert in einer Scheide, außerdem führt der Reiter meist noch einen kurzen Speer. Die große Beize des nackten Fußes ruht in dem kleinen Steigbügel. Die Pferde sind durch Steppdecken aus stark gepreßter Baumwolle geschützt und tragen außerdem auch noch eine Art Helm aus Messingblech.

**Die Trockenböden.** (Mit 2 Bildern auf S. 183.) — Die Trockenböden, deren Einrichtung unsere beiden Bilder auf S. 183 veranschaulichen, dienen in den größeren Seefahrtsvielfach an Stelle der Werfte zum Bau von Schiffen, namentlich schwerer Panzersfahrzeuge, sowie zum Ausbessern beschädigter Schiffe. Es sind große tiefe Bassins, auf drei Seiten und im Boden von starkem Mauerwerk, auf der vierten Seite von einem Schleusenthor oder einer Pontonschleuse (Schwimmthor) abgeschlossen. Die Seiten sind, wie aus unserer oberen Illustration zu ersehen, mit Stufen versehen und nach innen abgedrückt; auf dem Boden liegt genau in der Mittellinie eine Reihe 3 Fuß hoher Steinblöcke, auf denen das zu erbauende oder auszubessernde Schiff im Dock ruht. Ist nun z. B. ein reparaturbedürftiges Schiff in das zur Zeit der Fluth ganz mit Wasser gefüllte Dock eingelaufen und genau in die Mittellinie des Bassins gebracht, so wird, wie die untere Illustration zeigt, das Schwimmthor — ein eiserner Hohlkörper in Schiffsform, der durch Einpumpen von Wasser versenkt werden kann — vor die Oeffnung des Docks gelegt, so daß es letztere genau abschließt. Nun wird das Wasser im Dockbassin durch Schleusen in der Endwand auf der Landseite in ein hinter dem Dock tiefer liegendes Bassin abgelassen, worauf das Schiff frei im trockenen Dock liegt, durch Seitenstützen in aufrechter Stellung gehalten. Ist das neue Schiff vollendet oder das Beschädigte reparirt, so wird das Schwimmthor entfernt, das Wasser dringt mit der steigenden Fluth wieder in das Dock und füllt dies bis zu entsprechender Höhe, worauf das Schiff ohne Mühe herausbugst wird und in See gehen kann.

**Ein gezeichnete Einfall.** — Joseph Bernet, der im Jahre 1789 verstorbene betannte französische Landschafts- und Marinemaler, besand sich eines Abends in einer zahlreichen, glänzenden Gesellschaft beim Marquis v. Angerville's und rühmte mit besonderem Wohlgefallen die frühzeitigen, aber entschieden künstlerischen kleinen fünfjährigen Sohnes Charles. Jedermann hielt natürlich das Lob für übertrieben und schrieb den größten Theil davon auf väterliche Eitelkeit und Liebe. Joseph Bernet, der sich dadurch nicht wenig geirrt fühlte und die Ungläubigen von der Wahrheit seiner Behauptungen überzeugen wollte, enifernt sich aus der Gesellschaft und gibt seinem Diener den Befehl, nach Hause zu gehen und den kleinen Charles zu holen. Nach einer Weile tritt der Vater mit seinem Sohne in den Salon und bietet die Gaffe, das Talent des jungen Künstlers selbst zu prüfen; man bringt einen Bleistift und ein Blatt Papier, reicht beides dem Kinde und drängt sich von allen Seiten herbei, um Augenzeuge von der Feuerprobe eines künftigen Genies zu sein. Der kleine Charles, von seinem Vater über diese Prüfung aufgeklärt, nimmt den Bleistift und beginnt ein Pferd zu zeichnen. Je weiter seine Arbeit voranschreitet, desto mehr Lobprüche erntet er von den Umstehenden ein; aber Alle machen die Bemerkung, daß er zu niedrig angefangen habe und ihm der Raum fehlen werde, um die Fäße vollständig bis unten hin zu zeichnen. Diese Bemerkung hatte allerdings ihre Richtigkeit; aber der Kleine läßt sich dadurch nicht irren machen, zeichnet ruhig weiter, macht den Oberkörper fertig und fängt die Beine des Pferdes an; nachdem er sie bis über die Hälfte vollendet, fällt er den noch übrigen Raum des Blattes ohne Weiteres mit einigen treffenden Strichen aus, welche andeuten, daß das Pferd im Wasser stehe. Groß war natürlich das Staunen der Zuschauer, welche er im Zweifel ließ, ob sie die Gewandtheit im Zeichnen oder den gezeichneten Einfall dieses Kindes, das später ein trefflicher Thier-, Schlachten- und Genremaler wurde, am meisten bewundern sollten.

**Der Trunk aus dem Stiefel.** — In der Umgegend von Kreuznach liegt ein angenehmes Dörfchen, das nach einer alten Sage der Ritter Voos von Waldeck durch ein Heldenstück ganz eigener Art erworben hat. Aufgefordert von dem Rheingrafen auf dem Stein bei Münster, seinen mit altem Rheinwein gefüllten großen Reiterstiefel zu leeren, zeigte Ritter Voos sich dazu bereit, wenn sein Wirth ihm dafür das Dorf Hüffelsheim erbe- und eigenthümlich ver-

schreiben wolle. Nachdem zu diesem Behufe ein Vertrag schriftlich abgeschlossen war, setzte sich Ritter Voos hinter diesen Humpen neuer Art und trank und trank, bis der letzte Tropfen ausgeschlürft war. Dann aber stürzte er zu Boden und hauchte seinen Geist aus, in dem Bewußtsein, den Seinigen ein schönes Erbe ertrunken zu haben.

**Auch eine Schmeichelei.** — Malmaison war der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Josephine und auch ihr Zufluchtsort nach ihrer Scheidung von Napoleon. Der Portier in Malmaison war ein ehemaliger Unteroffizier der Kaisergarde, Namens Petit, der eine Nichte des Schriftstellers Marmontel (Verfasser der bekannten, auch in's Deutsche überetzten „Moralischen Erzählungen“) zur Frau hatte, die sehr dick war. Nach Josephines Tode mußte auch das Ehepaar Petit Malmaison verlassen, Madame Petit sprach aber immer nur mit Vegeisterung von Josephinen und vom Kaiser. „Danken Sie nur,“ erzählte sie einst dem sie beludenden Schriftsteller K., „denken Sie nur, selbst der Kaiser, wenn er nach Malmaison kam, begrüßte mich stets mit der freundlichsten Anrede!“ — „Und was sagte er denn zu Ihnen, Madame, wenn man fragen darf?“ — „O, mein Herr, ich werde das nie vergessen! Er begrüßte mich stets mit den Worten: „Guten Morgen, alte dicke Hefe!“ [C. Sp.]

**Die orientalische Bildersprache** macht sich bei den Moslemin auch in den Titeln ihrer Staatsbeamten geltend. So heißt der in neueren Zeiten so viel genannte Titel „Pascha“, zusammengesetzt aus dem persischen Bai Schah, wörtlich „Fuß des Schah“ und ist ein Rest jener uralten persischen, von Xenophon überlieferten Staatsbezeichnungen, vermöge welcher Cyrus die von ihm eingelegten höheren Beamten seine Füße, Hände, Augen und Ohren nannte. Die Aufseher der inneren Staatsverwaltung, die wir jetzt Minister des Inneren nennen, waren die geheimen Rundschatzer, die Gesandten des Ministeriums des Aeußeren die Oren, die Eintreiber und Verwalter der Steuern — Minister der Finanzen — die Hände, die Richter als Organe und Ausleger des Gesetzes die Zungen der Gerechtigkeit u. s. w., genug, he gaben das natürlichste und einfachste Bild für die Bezeichnungen des Staatskörpers. Von all diesen bilderreichen Bezeichnungen hat sich heute nur noch der Titel Pascha erhalten, die als Generale, Statthalter und Großwesire die Füße des Herrschers bilden.

**Nicht zu viel auf einmal.** — Als Ludwig XI. sehr krank war, ließ er ein Kirchengebet auflesen, worin man Gott um die Wiederherstellung seiner Gesundheit bat. Der Geistliche, der das Kirchengebet verfaßt hatte, hatte auch die Bitte um das Heil der Seele des Königs darin aufgenommen. Als der König das vernahm, ließ er den Geistlichen kommen und sich von ihm das Gebet vorlesen. Bei der Stelle von seinem Seelenheil sagte er: „Stricht dies wieder weg. Man muß Gott nicht zu viel auf einmal bitten.“ [C. Sp.]

**Silberreichthum.** — Im Jahre 1471 begann das Bergwerk zu Schneeberg in Sachsen einen solchen Silberreichthum zu entwickeln, daß man den Gewerken kein gemünztes Geld gab, sondern nur das Silber in Klumpen zuwog. Der Bergmeister ließ im Schacht eine Tafel und Bänke von Silber herrichten und lud den Kurfürsten Ernst sammt seinen Hofleuten ein, unter der Erde Tafel zu halten. Der Kurfürst war außerordentlich erstaunt und sagte, er könne sich nur rühmen, daß er viel herrlicher als jemals der römische oder türkische Kaiser Wohlzeit gehalten habe.

**Behördlicher Styl.** — Ein Amtsgericht erließ, da die Beschwerden wegen herumziehender Bettler immer zahlreicher einliefen, verschärfte Verordnungen gegen dieses Unwesen und ernannte endlich eine Kommission, um in den Landgemeinden persönlich die Angelegenheit zu untersuchen, die dies denn auch that. Nach einiger Zeit erließ das Gericht ein Rundschreiben an die Ortsbehörden mit der Weisung, über den Erfolg der Maßnahmen zu berichten. Da ging denn auch von einem der Ortsvorsteher folgender Bericht ein: „Seitdem eine hohe Amtsgerichtskommission hier gewesen, ist in unserem Orte kein Gefindel weiter angetroffen worden.“

**Räthsel.**

Es ist in fernem Landen  
Mit Schwingen wohl vorhanden  
Und läuft schnell wie der Wind.  
Und blutig wick's bebanden  
Von Helden, die sich fanden,  
Wo Ruhmeslorbeeren sind.

Doch zarte Hände banden  
Es oft und freundlich sandten  
Sie Dir's zum Angebind.

Frz. Max.

Auflösung folgt in Nr. 47.

Auflösungen von Nr. 45:

des Räthfels: Waffel, Waffe, Affe; des Arithmogriphs: Palmerson, Marmont, Ernst, Rosette, Spaten, Natal, Palme, Voretto, Normonen, Salmanaasar.

**Alle Rechte vorbehalten**

Verlag der Buchdruckerei des „Südburgischen Lloyd“  
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von  
Germann Schönlein in Stuttgart.